

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellsgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 13693.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Telephon 3721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Das Gesamtergebnis der Reichstagswahlen ist bekannt. Die Sozialdemokratie hat eine beträchtliche Stimmenzunahme zu verzeichnen.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat einen Aufruf für die Stichwahlen erlassen.

Wilhelm II. gab einen Erlass heraus, der die Bestrafungen wegen angeblicher Majestätsbeleidigung ein wenig einschränken soll.

Durch eine Schlagwetterexplosion in der Grube Neben bei St. Johann wurden 10 Bergleute getötet und 200—300 verwundet. Ihr Schicksal ist noch unbekannt.

Parteigenossen!

Die Hauptwahlen sind vorüber. Wir haben eine Anzahl Mandate, in manchen Kreisen auch Stimmen verloren. Dagegen ist in vielen — auch in den der Partei entgangenen Wahlkreisen ein bedeutender Stimmenzuwachs zu verzeichnen. Eine Würdigung der Ursachen dieses Ausgangs behalten wir uns vor. Für heute gilt es Stellung zu nehmen zu den vielen Stichwahlen, bei denen wir beteiligt sind.

Parteigenossen!

Vor allem handelt es sich darum, bei für uns aussichtsreichen Stichwahlen alles aufzubieten, um durch Heranziehung unserer Reserven und durch Anwendung stärkster Agitation den Sieg zu erringen.

Alle Kräfte müssen angeboten werden, um in diesen Kreisen die eroberten Sitze im Reichstage zu vermehren!

Bei Stichwahlen zwischen gegnerischen Parteien empfehlen wir, nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

Unter keinen Umständen dürfen Konservative, Reichspartei, Bund der Landwirte, Antisemiten und Nationalliberale eine sozialdemokratische Stimme bei den Stichwahlen erhalten.

Für die andern Parteien empfehlen wir folgende Stellungnahme unserer Genossen:

Voraussetzung für die Unterstützung einer dieser Parteien bei den Stichwahlen muß die Verpflichtung des Kandidaten sein, daß er

1. gegen jede Verschlechterung des allgemeinen gleichen Geheimen und direkten Wahlrechts stimmen wird;
2. daß er jeden Versuch das Koalitionsrecht einzuschränken unbedingt zurückweisen wird;
3. daß er sich gegen jedes wie immer geartete Ausnahmegericht erklären wird.

Nachdem diese Erklärungen abgegeben sind, empfehlen wir den Kreiswahlkomitees die Entscheidung, ob ein solcher Gegner bei der Stichwahl sozialdemokratische Unterstützung finden soll, unter der Würdigung der Persönlichkeit des Gegners zu treffen. Unter keinen Umständen aber darf einem Kandidaten eine sozialdemokratische Stimme zufallen, der die aufgestellten Bedingungen nicht akzeptiert.

Parteigenossen! Das Interesse der Partei erfordert bei der gegenwärtigen Wahlsituation die strikte Innehaltung dieser Stichwahlparole.

Vorwärts zum energischen Kampf und Sieg in den Kreisen, in denen wir uns noch einmal mit den Gegnern zu messen haben. Mit Anspannung aller Kräfte wird es gelingen, noch in vielen Kreisen die Gegner niederzurufen.

Berlin, 27. Januar 1907.

Der Parteivorstand.

Die Stichwahlen.

Leipzig 28. Januar.

Wenn wir vorgestern schrieben, daß wir nicht daran dächten, den Ordnungsparteien ihr schallendes Triumphgeschrei über den Ausfall des 25. Januar zum Vorwurfe zu machen, so müssen wir heute gestehen, daß ihr Triumphgeschrei inzwischen einen Paroxysmus erreicht hat, der uns in unserem nachsichtigen Urteil beinahe wandeln machen könnte. Die Nadaupatrioten des Gontentottenblocs übernehmen sich wirklich ein wenig, indem sie von einem „Niederringen“ und „Niederzwingen“ der Sozialdemokratie fesseln, weil sie uns eine Handvoll parlamentarischer Mandate abgejagt haben, durch die „Partei der Nichtwähler“ durch tollgemachte Spießer, die noch nicht einen politischen Gedanken gehabt haben. Die Zäpfer ihrer Schlafmützen, gestäubt in der Windmühlerei fauler Kolonialgründungsprospekte — sind das wirklich die Geliebte, vor denen wir erzittern sollen?

Die Zumutung ist wirklich etwas arg, aber bei Nichtbeachten, liegt doch auch in ihr ein verständlicher Zug. Ist es nicht im Grunde die schmeichelhafteste Anerkennung unserer Partei und der Bedeutung, die sie im öffentlichen Leben des Reichs gewonnen hat, daß schon ein so schäblicher „Erfolg“ alle bürgerlichen Parteien außer Rand und Band geraten läßt? Sie haben ihre letzten Reservoire ausgedöpselt, sie haben die Kernsten im Geiste aufspeitschen müssen, mit gleichenden Verprechungen, die sie nicht halten werden, und die sie gar nicht halten können, und wenn sie uns mit dieser äußersten und letzten Kraftanstrengung nicht etwa besiegt, nicht etwa gewonnen, sondern nur an einigen Stellen zurückgedrängt haben, dann jubeln die komischen Künze, als könne das Kouponschnei-

den und Profitmachen fortan in aller Gemächlichkeit und Gemüchlichkeit vor sich gehen, ohne nur noch vom Schatten eines bösen Gewissens begleitet zu werden.

Man braucht sich dieses blöde Gebaren nur einen Augenblick zu vergegenwärtigen, um sofort zu erkennen, auf wie tönernen Füßen die heilige Sache des Gontentottenblocs steht. Wie wollen sie denn diese Häuser zusammenshalten, die sie mit den verwerflichsten und von ihrem eigenen Standpunkt aus törichtsten Mitteln einen Augenblick betört haben? Wie wollen sie die Enttäuschung der „Nichtwähler“ überwinden, die sie durch unerfüllbare Verprechungen diesmal an die Urne gelockt haben? Wie wollen sie denn den Hader unter sich selbst austragen, den sie für einen Tag beschwichtigt haben, weil keine einzige bürgerliche Partei mehr der Sozialdemokratie gewachsen ist und sie alle sich, nach dem klassischen Geständnis eines hiesigen Redakteurs, einander brauchen, um auch einen letzten Pyrrhussieg über den „Umsturz“ davonzutragen? In der Tat — wenn sie uns überhaupt tranken könnten, so durch die beleidigende Zumutung, daß wir uns durch derartige Siege verblüffen lassen sollten. Aber in Wirklichkeit stellen sie diese Zumutung auch gar nicht an uns, sondern stimmen ihre indianerhaften Kriegsgefänge an, nicht um uns zu schrecken, sondern um sich selbst zu betäuben und sich darüber hinwegzutäuschen, daß es ein sehr verwerflicher Lorbeer ist, womit sie sich schmücken.

Von hier aus begreift das Organ der Brotwucherer vielleicht die, wie es höhnisch schreiben zu sollen glaubt, eble Gefassenheit, mit der wir den Ausfall der Wahlen vom 25. Januar betrachtet haben. Die Sozialdemokratie braucht nicht von der Hand in den Mund zu leben; sie zweifelt deshalb noch nicht an dem Morgen, weil ihr das Heute mißfällt. Sicherlich wäre ein unaufhaltbarer Siegesmarsch unserer großen Sache, das was wir vor allem wünschen und was wir mit der höchsten Anstrengung unserer Kräfte zu erreichen suchen, aber wir kennen die historischen Existenzbedingungen des proletarischen Emanzipationskampfes viel zu gut, um uns durch einen augenblicklichen Rückschlag verblüffen zu lassen. Wir bedauern diesen Rückschlag, aber nicht mit unfruchtbaren Klagen, sondern mit dem Entschluß, ihn durch die Verdoppelung und Verdreifachung unserer revolutionären Energie und Stoßkraft auszugleichen, wie übrigens das Organ der Brotwucherer auch ganz richtig vermutet.

Die erste Gelegenheit, die Gegner über deren trügerische Hoffnungen aufzuklären, bieten die Stichwahlen, und der Parteivorstand ist denn auch sofort auf dem Platze gewesen, die Parole für die Fortsetzung des Kampfes auszugeben. Es versteht sich ja von selbst, daß überall, wo unsere Partei direkt an den Stichwahlen beteiligt ist, der letzte Hand aufgebieten werden muß, die bisher von der Partei behaupteten Sitze zu erhalten und neue dazu zu erobern. Der Kampf wird um so schwieriger sein, als der

Seuilleton.

Hans im Glück.

Roman von Henrik Pontoppidan.

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Namn.

100] Nachdruck verboten.

— Ebenso wie am vorhergehenden Tage verabschiedete sich Hans früh. Er fühlte sich müde, und Jakobede deswegen nicht, ihn zurückzuhalten. Ranny hatte sich bisher nicht blicken lassen. Sie konnte noch mit dem letzten Zuge kommen, aber gerade deswegen brach Hans vorher auf.

Es war jedoch schon später Abend, als er in die Stadt kam. Ueber dem Strohmart lag noch eine schwache Dämmerung, in den Straßen war es aber schon dunkel. An der einen Seite des Platzes schimmerte eine lange Reihe von Cafefenstern in einem der neuaufgeführten falschen Prachtbauten. An der andern hob sich die alte Wallmühle gespensterhaft von dem fahlen Himmelsrand ab. Unten vom Marktplatz aus gesehen, glich sie einer großen, dicken Geze, die mit ausgestreckten Armen Fläche über die moderne Stadt herabschleudert.

Hans ging nicht geraden Weges nach Hause. So müde er auch war, folgte er einer Eingebung, die den ganzen Tag, während all seiner wechselnden Gedanken und Stimmungen, gleichsam auf der Lauer gelegen und auf den Augenblick gewartet hatte, wo sie ihn überrumpeln konnte. Langsam — halb widerstrebend — ging er nach der Westerstädt hinaus, die sich mit ihrem gewöhnlichen lärmenden Abendverkehr zwischen den Laternenreihen erstreckte.

Bei der Bäckertstraße bog er von der Stadt ab und in die stille Gegend um den Alten Königsberg ein. Bald stand er an der Ecke der Straße, wo seine Mutter wohnte. Um

nicht erkannt zu werden, falls er jemand von der Familie begegnen sollte, hatte er den Kopf in die Höhe geschlagen und den Hut tief in die Stirn gedrückt. Vorläufig war da nun freilich kein Mensch zu sehen. Zuerst ging er auf die Seite der Straße, auf der das Haus liegen sollte; als er es aber gefunden hatte, überquerte er den Fahrweg und stellte sich auf dem entgegengesetzten Bürgersteig an einer Stelle auf, wo Schatten war.

Hier stand er nun und sah auf und nieder an dem gewöhnlichen, einfachen, vierstöckigen Gebäude mit kleinen Wohnungen von drei bis vier Zimmern. Seine Augen hatten sofort die Fenster im zweiten Stockwerk links von der Haustür gesucht; aber hier war nichts weiter zu sehen als eine Reihe weißübermalter Fenster. Er mußte sich also geirrt haben. Die Wohnung dort oben war offenbar unbenutzt oder wurde repariert. Da fiel ihm ein, daß so, wie die Treppe in dem Hause lag, eine Wohnung „links“ — wie in dem Inserate der Schwester gestanden hatte — natürlich rechts vom Eingang liegen mußte, wenn man das Haus von der Straße aus betrachtete.

Dort, wohin er jetzt seine Augen richtete, sah er einen schwachen Lichtschimmer hinter einem der Fenster. In der daranstoßenden Stube war das Rouleau nicht herabgelassen und er konnte an einer Stelle an der Decke einen schwachen Lichtstreifen sehen, der daher stammen mußte, daß die Tür zu dem erleuchteten Zimmer nur angelehnt stand. Aber vergebens bemühte er sich, etwas dadrinnen zu erkennen, und dann wollte ihm auch der Gedanke gar nicht in den Kopf, daß seine Mutter wirklich in diesem wildfremden Haus wohnte. Da fiel sein Auge auf einen kleinen Gegenstand, der zwischen den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett stand — und im selben Augenblick strömte ihm das Blut gewaltsam zum Herzen. Er hatte seiner Mutter kleine, runde, hölzerne Schale für Garnknäuel wiedererkannt, deren er sich erinnern konnte, als er noch so klein war, daß sie ihm wie eine förmliche Tiefe erschienen war.

Einen Augenblick später glitt ein Schatten dort oben über das Rouleau.

„Vielleicht war das die Mutter“, dachte er und erschauerte plötzlich in der Nachtkälte.

Nach Verlauf von wenigen Minuten erschien der Schatten abermals, aber so flüchtig und undeutlich, daß er nicht unterscheiden konnte, ob es der Schatten eines Mannes oder einer Frau war. Da im selben Augenblick die lauten Stimmen einer Gesellschaft hörbar wurden, die unten von der Straße her näher kam, entfernte er sich.

Langsam kehrte er nach der Stadt zurück, auf demselben Wege, auf dem er gekommen war.

Als er sich dem Hotel näherte, empfand er trotz seiner förmlich qualvollen Müdigkeit eine solche Unlust, ja fast eine Angst, in die Einsamkeit des fremden Zimmers hinaufzukommen, daß er in der Haustür wieder umkehrte und in das Café auf der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes hinüberstrolchte. Dort setzte er sich bei einem Glas Bier in eine Ecke und suchte sich ein wenig zu betrinken.

Erst hier bei der Schlafabrechnung der Ereignisse des Tages, wo die Frage, wo er denn jetzt greifen wollte, sich nicht länger mit einer Nebenart abfertigen ließ, wurde es ihm völlig klar, wie große Schwierigkeiten er sich bereitet hatte. Er mußte zugestehen, daß die Feierlichkeit, mit der Jakobede und die andern die Sache aufgefahst hatten, eine gewisse Berechtigung besaß. Er stand nun wieder auf nacktem Boden, fühlte wieder einen großen, leeren und drohenden Raum um sich her und konnte keine Zuflucht entdecken. — Ja, eine gab es: Oberst Bierregav. — Ja, im Notfall noch eine zweite: die verrückte Baronin.

Das hieß mit andern Worten, er mußte wie Döhring und so viele andre seine Selbstständigkeit zum Opfer bringen, sein eignes Ich kastrieren und sich zu einem Eunuchen der Öffentlichkeit machen; oder er mußte bei Max Bernhardt in die Lehre gehen, mußte sich mit Unsicht ein Opfer wählen und es kaltblütig ausplündern. Jakobede hatte auch